

Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

Der Carneval neigte sich zu Ende. In den Kreisen des Hofes und der Aristokratie hatten sich die Feste Nacht für Nacht, ohne Ruh, ohne Rast gedrängt: eine Hochfluth, der keine Ebbe folgte. Wie glänzend sie auch gewesen waren, berauschend für die Sinne, entzückend für junge, unerfahrene Gemüther, die noch von der Zauberwelt der Täuschungen befangen waren, so blickte doch jetzt manches Auge mit wahrer Befriedigung dem nahen Ende entgegen. Scharfblickende Beobachter, welche nur die Pflicht ihrer Stellung oder der Zwang der Etiquette, nicht eigene Wahl in die sprische Hitze der überfüllten Salons geführt, wollten schon eine gewisse Abspannung aller Lust wahrnehmen; es war nur noch ein Scheinleben, das sich noch, wie gute Gesellschaft nicht anders kann, in den conventionellen Formen bewegte, aber der Aufschwung, die sprühende Freudigkeit der ersten Zeit fehlte. „Es ist der Rhein, der sich im Sande verläuft!“ bemerkte ein alter Herr in der reich gestickten Uniform höherer Staatsbeamten, der sich mit einem Freunde in ein kleines Cabinet zurückgezogen hatte, wo der Klang der Musik, das Schwirren und Treiben der Versammlung, welche die andern Zimmer

füllte, nur gedämpft zu ihnen drang. Der Freund, ein besterter Offizier, auch schon in vorgerückten Jahren, verglich die absterbende Geselligkeit vielmehr einer matt über den Boden hinrollenden Kanonenkugel, welche noch immer Kraft genug hat, dem Berwegenen, der sie etwa hemmen will, den Fuß hinwegzureißen.

„Ich würde Dir nicht rathen, Deine letzte Assemblée gleichsam aus Schonung für die arme todmüde Menschheit ausfallen zu lassen!“ sagte er. „Deine Großmuth würde verkannt, Du selbst von Allen, die jetzt schmerzlich nach Ruhe seufzen, mit Entrüstung verurtheilt werden! Suche vielmehr der matten Kugel, wenn auch nicht den eigenen Fuß, doch einen andern interessanten Gegenstand in den Weg zu legen, der sie zu neuen Sprüngen animirt. Hast Du nicht irgend eine noch nicht aufgetretene Schönheit, die Du einladen kannst, eine reiche Erbin, eine Löwin der Zukunft?“

„Zwei sogar!“ erwiderte der Minister. „Aber, wenn ich es Dir im Vertrauen gestehen darf, so ist es grade ihretwegen, daß ich meine letzte Gesellschaft nicht geben möchte. Davon erzähle ich Dir gelegentlich. Du siehst, wir werden überfallen.“ — Auf der Schwelle des Cabinets erschienen zwei Damen, welche hier wohl auch einen Moment der Zurückgezogenheit suchten, vielleicht auch etwas an ihrer Toilette ordnen wollten. Die beiden Herren standen auf, aber die kleinere, ältere der Damen rief: „Lassen sich die Excellenzen nicht stören! Wir nehmen eine Secunde bei Ihnen Platz — meine arme Irene ist einer Ohnmacht nahe! Die Tante muß ihre Schuldigkeit thun.“

Das junge Mädchen, frisch wie eine Rosenknospe, sah nicht danach aus und verwahrte sich lächelnd gegen die Besorgniß ihrer Tante. Doch hielten es die beiden Herren für indiscret, zu bleiben und ließen die Damen allein.

„Nichts von Ohnmacht, nichts von zärtlicher Besorgniß, Herr Bruder!“ sagte der General. „Hier giebt es eine Strafpredigt. Ich kenne Frau von Ruhl, ihre Augen waren so kalt und scharf, daß man sich vor ihrem Blick fürchten konnte.“

„Die Kleine schien sich aber nicht zu fürchten,“ erwiderte der Minister. „Sie ist allerliebste geworden. Hier wäre eine Löwin der Zukunft, wenn man sie nicht zu früh auf die Bühne gebracht hätte. Die Ruhl kennt das Terrain besser als ich und muß ihre eigenen Pläne mit der Kleinen haben, sonst würde sie erst in der nächsten Saison mit ihr erschienen sein, statt sie schon zwei Jahre, wie der junge Offizier sagt, vergeblich tanzen zu lassen.“

„Sind Deine Referendare und Assessoren vielleicht schonender gegen das schöne Geschlecht?“ entgegnete der General.

In dem kleinen Cabinet war Frau von Ruhl mit ihrer Nichte allein geblieben und schien sich erst zusammen, ehe sie dem erwartungsvollen jungen Mädchen sagte, warum sie dasselbe aus dem Ballsaal entführt hatte. Es war die Stille vor dem Sturm. Dieser brach endlich los, kein heißer Gewittersturm, sondern ein nordischer Orkan mit eisigem Schneegestöber, dessen Spigen wie Messer schnitten. Frau von Ruhl war eine kleine dürre Frau, aufgewachsen und erstarrt in höchsten Eisregionen, mit einem kalten Auge und kaltem Herzen, welche keines warmen wohlthuenden Tones selbst in milder Stimmung mächtig war, im Unwillen aber tödtlich verletzen konnte.

„Du bist das undankbarste Geschöpf, das ich je gesehen habe,“ begann sie, als Irenens unschuldige Augen, welche fragend auf ihr geruht hatten, einen muthwilligen Blick annahmen. „Was ich für Dich seit Monaten mit unermüdlicher Sorge aufgebaut, vernichtest Du in einem einzigen Momente des Leichtsinns!“

„Tante!“ rief Irene im höchsten Erstaunen.

„Du verstehst mich etwa nicht?“ entgegnete die Tante bitter und verächtlich. „Oder ist wirklich Deine Einfalt vom Lande so unverwundlich, daß Du nicht einmal ahnst, was ich sagen will?“

„Ich weiß in der That nicht, was ich verbrochen und für ein wunderbares Gebäude eingerissen haben

sohl,“ erwiderte Irene, der bei der Anspielung auf ihre ländliche Heimath das Blut in die Wangen stieg. „Es ist wohl ein Lustschloß gewesen, Tante Ruhl, daß ich es so gar nicht bemerkt habe. Oder ein Kartenhaus?“

„Fängt das Kind an witzig zu werden?“ sagte die Tante, ihre schmalen Lippen verziehend. „Vergiß nicht, daß dieser Ton sich wohl gegen einen Lieutenant, aber nicht gegen mich paßt. Hier ist nicht der Ort Dich aufzuklären, wenn Du mich nicht begriffen hast, wie ich zu meiner großen Verwunderung bemerkte. Ich hätte Dich für klüger gehalten als Du bist. Für heut wünsche ich nur, daß Du nicht mehr tanzest —“

„Aber ich habe meine ganze Tanzordnung vergeben!“ wandte Irene mit einer gewissen Aufregung ein.

„Willst Du sie mir einmal zur Einsicht erlauben?“ — Das junge Mädchen reichte ihr das zierliche Blättchen dar, Frau von Ruhl las die darauf verzeichneten Namen, die sie meist errathen mußte, mit einem eisigen Lächeln, das nicht verwerfender sein konnte, dann gab sie die Karte zurück und sagte: „Es bleibt dabei. Du bist unwohl und tanzest nicht mehr. Ich will es, Irene. Bemühe Dich nicht — ich bin nicht gewohnt, meine Worte zu rechtfertigen.“

Irene hätte auch nicht Zeit gehabt etwas zu erwidern, denn ein rascher Tritt nahte sich dem Cabinet und ein junger Mann trat ein, welcher beim Anblick der Damen erfreut sagte: „Endlich finde ich Sie! Darf ich bitten, gnädiges Fräulein? Der Tanz hat schon begonnen —“

Sie erröthete lebhaft; in ihrem jungen Herzen, gekränkt wie es durch die harten Reden der Tante war, mochte sich wohl die Lust zu einer offenen Rebellion regen — was konnte ihr viel geschehen? — aber das bessere Gefühl siegte doch und die Tante durfte ihr nicht zu Hilfe kommen. „Es thut mir leid,“ erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Ich tanze diesen Abend nicht mehr. Wir werden bald nach Hause fahren.“

Das Auge des jungen Mannes richtete sich auf die Tante, welche, ihre Unterlippe fast bis zur Nase emporchiebend, mit unaussprechlicher Kälte die Antwort ihrer Nichte bestätigte, so daß ihm nichts übrig blieb als sich mit einer stummen Verbeugung zu entfernen. — „Ich bin zufrieden mit Dir, Irene,“ sagte Frau von Ruhl. „Du hast keine Erklärung gegeben, er hat auch keine zu fordern.“

„Sollte ich Unwohlsein vorschützen, wo jeder Blick mich Lügen straft?“ entgegnete Irene unmuthig.

„Wer ist aber dieser junge Mensch, der hier im bürgerlichen Kleide auftritt, von Niemand gekannt ist

und es nicht einmal der Mühe werth gehalten hat sich mir vorstellen zu lassen?“

„Von Niemand gekannt?“ erwiderte Irene. „Er ist ein Verwandter des Generals Proß. Was soll er anziehen, wenn er nicht in Diensten steht? Ich hätte ihn Dir vorgestellt, wenn Du ihn nicht förmlich ausgewiesen hättest.“

„Du widerlegst mich ja Punkt für Punkt, wie der beste Rechtsamwalt!“ versetzte die Tante. „Heißt er auch Proß, wie der General? Ich habe in Deiner Tanzordnung nur seinen Anfangsbuchstaben bemerkt — und zu meiner großen Befremdung zwei Mal — danke mir's, daß ich Dir dies auffallende Benehmen erspart habe.“

In den Mienen des jungen Mädchens war von einem solchen Danke wenig zu lesen; sie unterdrückte sichtlich eine Antwort. — „Wollen wir denn aber, bis die Wagen vorfahren, hier wie die Spinnen im Winkel sitzen bleiben?“ fragte sie dann. „Wenn ich auch nicht tanze, so wird es doch nicht auffallend sein, wenigstens dem Tänze zuzuschauen?“

„Ich habe den Wagen schon bestellt, er muß gleich gemeldet werden,“ erwiderte die Tante etwas milder. „Wollten wir in den Saal zurückkehren, so würde es von unsern Bekannten viel Fragen geben, wo wir so lange gewesen — jetzt glaubt man, daß wir schon fort sind und das ist sehr gut. — Irene, sage mir einmal aufrichtig, hast Du wirklich keine Ahnung, wie ich für Dein Glück zu sorgen bedacht bin?“

Irene zögerte einen Moment mit der Antwort.

„O ja!“ sagte sie endlich mit einiger Ueberwindung. „Ich kann nicht lügen. Ja, Tante Ruhl, ich ahne Deine Absichten mit mir, aber —“

„Dein Aber ist vom Uebel!“ unterbrach sie die Tante. „Wenn Du nach Art der unüberlegten Jugend nicht über den Augenblick hinaussiehst, so ist es meine Pflicht, als Deine einzige Verwandte eine sichere Zukunft für Dich zu schaffen. Dazu ist keine Zeit zu verlieren. Wenn im nächsten Jahre Deine Freundin, nach welcher Du Dich so rührend sehnst, neben Dir auftritt, so ist Deine Rolle ausgespielt.“

„Meine Rolle!“ wiederholte Irene unwillig. „Ich spiele keine Rolle. Ich freue mich harmlos meiner Jugend, wie Du ganz richtig sagst — mehr verlange ich nicht. Wenn Diana hier wie eine Morgensonne aufgeht, vor der alle Sterne erbleichen, wenn sie gefeiert wird von Kaiserlichen und Königlischen Hoheiten bis zum jüngsten Bagen hinab, so werde ich darüber nur

glücklich sein, denn ich liebe sie zärtlich. Ihr Stück ist das meine.“

„Du schwärmst noch in poetischen Ergüssen als wärst Du gestern erst aus der Pension gekommen!“ sagte die Tante spöttisch. „Laß mich aber prosaischer denken und praktischer handeln. Lebst Du wie ein Schmetterling für den Augenblick, so muß ich Dir eine solidere Existenz bereiten. Der Frühling vergeht rasch, die schönste Blume verblüht, für den Herbst und Winter braucht man Früchte. Du siehst, ich kann auch bildlich reden. Ehe Deine Diana hier wie eine Morgensonne aufgeht, hoffe ich Dich aller Concurrrenz enthoben zu sehen. — Nur laß mich dies B. nicht in Deiner nächsten Tanzordnung bei Frau von Zellenstein sehen: Dir wird es ein Leichtes sein, sie zu fällen, ehe der junge Mann in seinem bürgerlichen Kleide sich Dir nahen kann. Wir finden ihn jedenfalls dort, wenn der General Proß sein Verwandter ist — überdem sind Proß und der Minister Zellenstein intime Freunde, wie wir so eben in ihrem tête-à-tête hier gesehen haben. Ich warne Dich noch einmal, Irene. Es wäre unverantwortlich, wenn Du Dich einer flüchtigen Anwandlung hingeben und meine Pläne dadurch kreuzen wolltest. Hast Du einst in der Gesellschaft eine feste und gesicherte Stellung, so kannst Du Dich ja Deiner Jugend in voller Freiheit noch lange freuen!“ Sie warf diese letzten Worte nur leicht hin und Irene hatte keine Ahnung, welcher Sinn darin verborgen lag: ihr Gefühl würde dadurch auf das Tiefste verletzt worden sein. Ein Diener des Hauses unterbrach jetzt das Gespräch mit der Meldung, daß der Wagen der Frau von Ruhl vorgefahren sei: und Irene folgte der Tante mit einem heimlichen Protest in die Garderobe, während sie noch auf die entzückenden Klänge der Musik aus dem Tanzsaale lauschte. Sie hätte wohl in diesem Momente einen Blick hinein thun mögen! Was aber wünschte sie so glühend zu wissen?

Der junge Mann, dem sie auf Befehl der Selbstherrscherin ihre Hand versagt hatte, tanzte nicht. Er hatte seinen Oheim aufgesucht und stand mit ihm in der vordersten Reihe der Zuschauer. Wenn er unter den glänzenden und verschiedenartigen Uniformen der einheimischen und fremdherrlichen Offiziere, der Herren vom Hofe, der Gesandtschaften, der Landstände und Staatsdiener durch seinen einfachen schwarzen Anzug abstach, so hatte er doch wieder den Vortheil, daß sich dadurch zuweilen die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, welcher er sonst unter der Menge, wo es viel vornehme und schöne Gestalten gab, leicht entgangen wäre. Er durfte den Vergleich mit

ihnen nicht scheuen. Hochgewachsen und doch voll männlicher Kraft, welche manchem lang aufgeschossenen Jünglinge nur zu sehr fehlt, mit einem edlen Gesicht voll frischer Farben unentweibter Jugend, das von ruhig blickenden, dunklen Augen unter einer hohen Stirn einen entschiedenen Ausdruck erhielt und von einem dichten Bart, nicht bis zum Uebermaß der herrschenden Mode hinaus gewachsen, beschattet wurde — so ausgestattet war diese fremde Erscheinung, die man bis jetzt noch in keinem Salon getroffen hatte, wohl geeignet, die Augen der Kennerinnen männlicher Schönheit, deren es hier unter den Frauen gar viele gab, auf sich zu ziehen und man wußte denn auch bald, daß er ein Neffe des Generals Proß war: alle übrigen Fragen, deren Beantwortung von Interesse gewesen wäre, blieben jedoch unbefriedigt. Nach seinem Wesen zu urtheilen, schien er ein durchaus selbstständiger Mann zu sein, er war vielleicht ein reicher Grundbesitzer oder Majoratsherr, was immerhin möglich war, obgleich sein Oheim, wie bekannt, gar kein Vermögen besaß. Jedensfalls war er aber eine „distinguirte“ Erscheinung und man bedauerte nur, daß er so gar nichts that, um Bekanntschaften zu machen, woran jedenfalls sein Onkel Schuld war, der in der Gesellschaft noch immer keine rechte Wurzel geschlagen und eine gewisse brüste Absonderung behauptet hatte, wahrscheinlich weil er kein großes Haus machen konnte. Der stattlich: Neffe hatte nur ein einziges Mal getanzt und mit gutem Blick seine Wahl getroffen, das erkannten selbst Frauen an, denn die kleine Erlheim, die so ganz ohne Anmaßung auftrat und noch ein halbes Kind sich fröhlich, ohne sich ihrer Lieblichkeit bewußt zu sein, der geselligen Freude hingab, hatte weder Nebenbuhlerinnen, noch Richterinnen, sondern eher Freundinnen unter den Damen, was ihr gewiß zum Lobe gereichte. Wer aber hatte den Fremden ihr vorgestellt? Niemand hatte es bemerkt. Vielleicht waren sie von früher bekannt. Jetzt tanzte er nicht, es blieb im Laufe der Nacht nicht unbeachtet, daß er gar nicht mehr tanzte. Dieser Umstand gab zu denken. Es war eine Auszeichnung, welche die kleine, wenn auch noch so reizende Erlheim nicht verdiente. Indessen war es vielleicht nur eine Art Pflichttanz gewesen, von früherer Bekanntschaft veranlaßt — am Ende war die ganze Sache auch nicht wichtig genug, um sich länger damit zu beschäftigen. In der ersten Woche der Saison, wo die Fülle neuer Erscheinungen, die sich verschlingenden Fäden interessanter Verhältnisse bei noch frischer Spannkraft der Geister stets wechselnde Eindrücke machten, so daß die Aufmerksamkeit selten

auf einem Gegenstande lange rasten konnte, wäre dies geringfügige Intermezzo wohl ganz unbeachtet geblieben, jetzt hatte es, wenn auch nur bei Wenigen, dem ermateten Interesse, das längst Alles, was sich geboten, abgethan fand, einen Moment wieder aufgeholt. Aber wirklich nur einen Moment. Noch ehe der Fremde gegen den Schluß des Festes den Saal und das Palais verlassen hatte, war er schon vergessen, und da er in den nächsten Tagen an andern Orten, wo sein Oheim erschien, nicht gesehen wurde, so dachte wohl Niemand mehr an ihn. Die Wellen des Residenzlebens waren auch über ihn, — wie über so viele, dahingerauscht.

Jetzt nahte der Schluß des Faschings. Am Montag noch eine Assemblée beim Minister von Zellenstein, am Fastnachtsdienstag Hofball, dann war Alles überstanden! So dachten Viele, selbst vom jüngern Geschlecht, das der täglichen Wiederholung nur in der Ausstattung zu unterscheidender Feste allmählig auch müde wurde und am Spiegel jeden Morgen sich überzeugen konnte, welche Opfer sie kosteten.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Dichter auf einem Schiffe.) Franz Wallner, der Allbekannte, hat (bei Gerschel in Berlin) Erinnerungen aus seinem Leben herausgegeben. Darin erzählt er Folgendes:

„Freiligrath fühlte sich in Brüssel nichts weniger als behaglich. Trotzdem, daß ihm seine lebenswürdige, prächtige Frau mit den Kindern in die Verbannung gefolgt war, lag ihm doch die Sehnsucht nach Deutschland in jedem Pulsschlag, in jedem Zucken der Nerven. Außer seiner Familie hatte er fast keinen Umgang als mit Karl Heinzen, dessen hervorragende Eigenschaft eben nicht in persönlicher Lebenswürdigkeit besteht. Einen Lichtpunkt in dem damaligen Leben Freiligrath's bildete folgendes Ereigniß: Der Dichter, welcher schon im Jahre 1832 in einer Menge reizender Schöpfungen: „Amphitrite“, „Meerfabel“ etc., den Ocean und das Schiffstreiben so prächtig schilderte, hatte doch, außer im Elbhasen in Hamburg, weder Eines noch das Andere je gesehen. Ein Ausflug nach einer der nahen Seestädte, ich glaube nach Amsterdam, sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er „mit seines Geistes Augen“ so oft gesehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Adler, ein prachtvoller, nach Kanton bestimmter neuer Dreimaster lag vor Anker, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß erteilt, das Schiff zu besetzen. Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Capitän's-Kajüte entschuldigte er sich, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitän eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch er-

wähnt, daß derselbe schon zwei Mal die Reise um die Welt gemacht habe. In dem Augenblicke öffnet sich die Thür und man erblickt eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriffe ist, ein nichts weniger als frugales Diner zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundet. Der blonde Dichter entschuldigt sich, seiner Neugierde, das prachtwolle Schiff zu bewundern, ohne Erlaubniß des Capitäns gefolgt zu sein. Dieser, ein vollendeter Weltmann, nöthigt die Herren in seine Gemächer einzutreten, zeigt ihnen seine elegante Waffenkammer, sein Arbeitszimmer, alles aufs netteste und comfortabelste eingerichtet. Letzteres zierte auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in welcher die Pracht-Ausgabe von Freiligrath's Poesien obenan steht. „Freut es Dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die Reise nach Kanton mitmachen?“ fragte der Begleiter Freiligrath's seinen Freund. „Wie so?“ wirft der Capitän dazwischen. „Der Herr ist Freiligrath.“ „Freiligrath, der Dichter Freiligrath?“ ruft der Seemann stürmisch aus.

„Auf die Bejahung der Frage stürzt er zum Sprachrohr: „Flaggen auf! Alle Mann an Bord! Champagner herauf! — Gott segne Sie! Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkräft, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!“ Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommenen schäumenden Rebensaft füllend, spricht er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie auf dem Festlande haben keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der Besten einen an meinen Tisch! Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine morgende Reise an! Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

„Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblicke mit keinem Fürsten der Erde getauscht hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwidern.

Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern „Alle Mann an Bord“, alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichen Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Das war der schönste Tag im Leben eines deutschen Dichters!“

(Ein gewissenhafter Vater.) In einer der stillsten Straßen von Nancy hatte sich vor einiger Zeit Chéraz, ein beliebter Portrait- und Genremaler, sein Atelier dicht unter dem Dache eingerichtet, da die Maler bekanntlich zu ihrer Arbeit des reinsten Himmelslichtes bedürfen.

So sehr Chéraz aber auch das Licht von oben liebte, verschmähte er deswegen doch durchaus nicht, die weiter unten spielenden Begebenheiten zu beobachten und blickte häufig genug auf die Straße, in die benachbarten Häuser, kurz, überall hin, wo es etwas zu sehen gab — natürlich bloß im Interesse seiner Studien. Er war damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt,

ziemlich klein, blond und von etwas schwächlichem Aussehen, so daß man versucht war zu fürchten, ein Windstoß könne ihn aufheben und fortwehen. Dabei war er aber still, flug und solid, ein starkes Herz, ein sanftes und festes Gemüth, so daß man über seine kleine, unausgezeichnete Gestalt hinweg sah, sobald man ihn näher kannte.

Seit einigen Wochen war unser Künstler in ein unbekanntes junges Mädchen verliebt, die mit ihrer Mutter in einem der gegenüberliegenden Häuser wohnte. Da dieses Mädchen wunderhübsch, geschmackvoll gekleidet und anmuthig in jeder ihrer Bewegungen war, hatte er sie anfangs nur vom künstlerischen Standpunkt aus bewundert, dann hatte sich das Herz in diese schweigende Bewunderung gemischt und hatte dieselbe zur Liebe umgewandelt.

Wenn Chéraz immer bloß als Künstler das hübsche Bild betrachtet hätte, welches sich ihm zwanzig Mal des Tages in der Umrahmung des Fensters zeigte, würde die Unbekannte vielleicht nie etwas von seiner Beobachtung bemerkt haben, aber die Liebe besitzt eine magnetische Gewalt, welche die Augen des geliebten Gegenstandes anzieht und so begegneten die Blicke des holden Kindes gar bald den brennenden Augen, die so sehnsuchtsvoll zu ihr hinüberschauten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Lucine, wie sie sich nannte, augenblicklich an den glühenden Blicken des Künstlers Feuer gefangen hätte, aber die stumme Anbetung desselben schien ihr doch nicht zu mißfallen, denn sie fuhr fort sich am Fenster zu zeigen und ertappte sich bei gar manchem Blick auf die Straße, wenn Chéraz früh in sein Atelier kam oder des Abends von dort wegging.

Chéraz, der von Tag zu Tag verliebter wurde, wünschte nichts sehnlicher als die Familie seiner Angebeteten kennen zu lernen, zu wissen, wer dort aus- und einging und dergleichen mehr, aber von seinem Atelier aus konnte er nichts sehen, also entschloß er sich Erkundigungen einzuziehen.

Die Mutter seiner Geliebten hieß Madame Schnapp; sie war nicht Wittve, wie er geglaubt, sondern die Frau eines Offiziers, der sich eben im Lager von Chalons befand und überhaupt selten in Nancy war, binnen Kurzem jedoch zu Hause erwartet wurde, da Fräulein Lucine im Begriff siehe sich zu verheirathen. Dem Maler wurde es bei dieser Kunde schwarz vor den Augen. Sie sollte heirathen? wen sollte sie heirathen?

Neue Erkundigungen berichteten ihm, daß ein wohlhabender Advokat der Stadt, von Lucine's Schönheit eingenommen, bei der Mutter um sie angehalten habe und daß noch ein anderer Freier, ein sehr reicher Juwelier, ebenfalls Schritte zu dem gleichen Zwecke gethan hätte.

Madame Schnapp hatte sich noch nicht entschieden in der Sache ausgesprochen, allein sie schien den Juwelier entschieden zu begünstigen. Natürlich theilte sie ihrer Tochter den Stand der Dinge mit, allein Lucine stimmte weder für den Advokaten noch für den Juwelier, sondern entgegnete bloß, daß sie noch sehr jung wäre und wohl noch warten könne mit dem Heirathen.

Sie erschien nun noch öfter als früher am Fenster und war weniger heiter als sonst.

Einige Tage darauf öffnete sich Lucienens Fenster gar nicht und Chéraz wurde darob entsetzlich aufgeregt; es war ihm zu Muthe als ob er geschmolzenes Blei in den Adern hätte. Hatte die Mutter etwa bemerkt, daß ihre Tochter zu häufig nach dem Gegenüber blickte? Oder war es am Ende gar mit der Heirath entschieden? Von seiner Höhe herab glaubte der Künstler zuweilen einen männlichen Kopf in dem Zimmer seiner Nachbarinnen zu erblicken. Wem gehörte dieser Kopf, dem Juwelier oder dem Advokaten? Er hätte Viel darum gegeben, wenn er dies gewußt hätte.

Die beiden Nebenbuhler, der Advokat und der Juwelier, brachten ihre Abende ziemlich regelmäßig in demselben Kaffeehause zu, jeder mit seinen verschiedenen Freunden, ohne sich weiter als von Angesicht zu kennen. Chéraz begab sich nun in das nämliche Café, um die Gesichter der beiden Rivalen zu studiren und daraus zu erkennen, welcher von ihnen der bevorzugte Glückliche sein könnte. Er ließ sich Bier bringen, zündete seine Pfeife an und nahm einige Zeitungen zur Hand. Dabei hatte er den geeignetsten Platz ausgesucht, um die Beiden beobachten zu können, die an zwei benachbarten Tischen Karten spielten. Beide wechselten von Zeit zu Zeit finstere Blicke; Beide sahen sorgenvoll aus. Uebrigens zeigte sich ihre Rivalität durch kein feindliches Wort; man hätte eher glauben mögen, daß sie sich gegenseitig fürchteten.

Gegen neun Uhr Abends trat ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit gebräuntem Teint, langem, röthlichem Schnurrbart, blühenden Augen und bis herauf zugedrücktem Ueberrock, der sich trotz seiner Civilkleidung schon von Weitem als alter Soldat verrieth, in das Etablissement und setzte sich nicht weit von den Kartenspielern nieder, um ein Glas Bier zu trinken und eine Cigarre anzuzünden. Keiner der Stammgäste kannte ihn; war doch erst seit acht Tagen ein neues Regiment in die Stadt gekommen und der alte Rothbart konnte wohl ein Offizier dieses Regiments sein.

Nach einer Viertelstunde näherte sich dieser Militär dem Tische, wo der Advokat spielte und sagte zu dem eleganten jungen Manne: „Ich hörte soeben mehrmals Ihren Namen erwähnen, mein Herr, sind Sie wirklich Herr Rouffet?“

Der Advokat verbogte sich.

„Es ist mir sehr lieb Sie zu treffen, mein Herr, und es würde mir äußerst angenehm sein, wenn Sie mir nach Beendigung Ihrer Partie einige Minuten schenken möchten. Ich habe Ihnen eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit zu machen.“

Rouffet verließ sofort sein Spiel und stellte sich dem Unbekannten zur Verfügung. Die beiden Herren setzten sich in einen Winkel, ganz nahe bei Chéraz, den sie Beide nicht kannten. Der Rothbart begann sofort ohne Umschweife: „Sie wünschen Fräulein Schnapp zu heirathen?“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der Advokat überrascht, ich . . .“

„Ich weiß es und will Ihnen nur sagen, daß meine Absichten die nämlichen sind, wie die Ihrigen.“

„Mein Herr, ich verstehe nicht, wo Sie hinaus wollen . . .“

„Sie werden mich sogleich verstehen. Ich bin fünfzig Jahre alt, habe es also sehr eilig und besitze nicht soviel Zeit, lange den Hof zu machen; überdies sind die Chancen zwischen uns auch nicht gleich, denn Sie sind jung und hübsch und ich nicht — ich muß also zu großen Mitteln greifen. Einer von uns muß sich zurückziehen.“

„Nu . . . aber . . . so ziehen Sie sich zurück, mein Herr!“

„Nein, nichts da! Ich habe es mir in den Kopf gesetzt zu heirathen, und ich werde heirathen.“

„Aber wer soll denn zwischen uns entscheiden?“

„Der Degen, der Säbel oder das Pistol, nach Ihrer Wahl.“

Der Advokat erblaßte. — „Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er dann.

„Ein Soldat, der sich verheirathen will; ein Mann von fünfzig Jahren, der nicht lange warten kann; ein Verliebter, der seinen Nebenbuhler tödten will!“

„Und wenn ich mich weigerte, diese Herausforderung anzunehmen? Denn ich muß Ihnen sagen, mein Herr, bei uns im Civil ist man nicht gewöhnt sich so auf der Degenspitze zu verheirathen.“

„Ich werde Sie schon zwingen sich zu schlagen.“

„Das werden wir sehen.“ Damit erhob sich der Advokat, um die Audienz zu beendigen.

„Ich werde noch weiter gehen,“ fügte der Offizier hinzu, „das nächste Mal, wenn ich die Ehre habe Sie hier oder anderwärts zu treffen, werde ich Sie zu provociren wissen, daß Sie das Duell unmöglich verweigern können.“

Rouffet blieb höchstens noch zehn Minuten bei seinen Freunden und ergriff den ersten besten Vorwand sich zu entfernen. Der schreckliche Unbekannte setzte sich wieder auf seinen Platz und rauchte ruhig weiter. Als der Juwelier fortgehen wollte, nahm er ihn bei Seite, um ein Paar Worte mit ihm zu sprechen. Der Maler, der durch das Vorhergehörte neugierig geworden war, folgte ihnen so nahe, daß er ihr Gespräch verstehen konnte.

Der Rothbart begann wieder wie bei dem Advokaten. — „Sie bewerben sich um Fräulein Schnapp?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete ungenirt der Juwelier.

„Sie heißen Durand?“

„Durand-Pivot, nach dem Namen der Firma.“

„Gut. Ich bin der intimste Freund des Capitän Schnapp und komme, Ihnen Folgendes zu sagen: Sie sind zwei Nebenbuhler, ich bin der dritte, und ich weiß, daß mein Freund seine Tochter nur dem Tapfersten geben wird. Es ist also nöthig, daß wir uns schlagen.“

„Aber ich habe nie ein Fleuret in der Hand gehabt.“

„Das schadet nichts! wir nehmen Pistolen, mein Herr!“

„Sie scherzen doch nur?“

„Mein Herr, ich scherze niemals! Morgen werden Sie den Advokat Rouffet fordern, oder . . .“

„Ober?“

„Sie werden es morgen Abend mit mir zu thun haben. Adieu, mein Herr. Wir sind ihrer drei, und zwei von uns müssen verschwinden.“

„Der Tausend!“ dachte Chéraz, „was wird dieser Liebhaber mit dem Pistol sagen, wenn er hört, daß wir vier anstatt drei sind? Nun, wir wollen sehen!“

Den folgenden Tag ereignete sich nichts Besonderes. Der Advokat wie der Juwelier widmeten sich ihren Geschäften; beide hatten ihre Liebe durch die Mittheilungen des fremden Offiziers merkwürdig erkaltet gefühlt. Beide waren im Innern entschlossen, als sie des Abends in das Café gingen, dem Duellanten das Feld zu räumen.

Chéraz war schon vorher dort; er wollte diesen Streit bis zu Ende verfolgen und sollte überdies dem Rothbart seine Bewunderung. Rouffet und Durand-Pirot setzten sich zum Spiel; noch nie waren sie so finster und übelgelaunt gewesen; jedenfalls waren sie heute nur aus alter Gewohnheit gekommen.

Um neun Uhr öffnete sich die Thür und der Rothbart erschien auf der Schwelle. Rouffet und Durand fanden Beide plötzlich einen Vorwand sich zu entfernen und thaten dies mit solcher Schnelligkeit als ob es in ihren Taschen gebrannt hätte.

Der Offizier blickte ihnen mit ironischem Lächeln nach und setzte sich dann an seinen alten Platz. Da klopfte ihm der Künstler auf die Schulter und sagte: „Mein Herr, wir sind ihrer vier und nicht bloß drei. Es ist nun an uns Beiden, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Was sagen Sie?“ frug der Offizier.

„Solche Dinge sagt man draußen, mein Herr! Wenn es sich um eine Dame handelt, müssen wohlgezogene Leute mit Discretion verfahren. Wenn Sie mich hinausbegleiten wollen, siehe ich zu Ihrem Befehl.“

Die beiden Herren gingen nun draußen auf dem Plage auf und ab. — „Was wollen Sie also von mir?“ frug der Rothbart.

„Dasselbe, was Sie von den beiden Furchtsamen wollten, die eben ausgerissen sind. Sie bewerben sich um ein junges Mädchen, welches ich liebe; Sie wollen Ihre Rivalen umbringen: nun, ich bin ein Rival und erwarte Sie!“

„Sieh da! Sie gefallen mir, junger Mann! Ehe wir uns aus dem Leben gehen, wollen wir erst noch Freunde werden. Wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Was thut das zur Sache?“

„Nun, sagen Sie mir es immerhin!“

„Ich bin ein hiesiger Maler, liebe Fräulein Schnapp und habe die größte Lust Sie zu tödten, mein Herr!“

„Ich muß Ihnen sagen, junger Mann, daß ich ein ausgezeichnete Fechter bin und mein Lebelang das Pistol gehandelt habe.“

„Desto besser für Sie.“

„Sie schlagen sich also trotzdem mit mir?“

„Bestimmen Sie die Waffen und die Stunde.“

„Ihren Arm, mein Herr!“

„Warum?“

„Sie werden es sehen.“

Chéraz war heftig erzürnt. Die spöttische Ruhe seines Gegners erbitterte ihn aufs Aeußerste. Er bemerkte gar nicht, daß derselbe ihn auf das Haus von Madame Schnapp zuführte.

„Steigen Sie die Treppe hinauf“, sagte der Brumbär.

„Wo sind wir, wo gehen wir hin?“

„Kommen Sie, junger Mann, kommen Sie doch in's Teufels Namen!“

„Was kann er vorhaben?“ dachte der Maler, „meinetwegen, ich gehe mit.“

Der Rothbart öffnete eine Thür auf dem Vorfaal der ersten Etage und Chéraz erblickte in heller Beleuchtung Lucine, welche dasaß und sticte, sowie deren Mutter, welche las.

„Meine Frau und Tochter, mein Herr!“ sagte der Offizier.

„Dein Bräutigam, Lucine! Nicht dick und nicht lang, aber brav! Junger Mann, mein Verfahren mag Ihnen bizarr erscheinen, aber ich bin ein Soldat, ein vorsichtiger Vater und habe es sehr eilig. Ich muß nach Afrika zurück und der Tod kann mich dort schnell ereilen. So möchte ich doch gern diesen Damen einen legitimen, soliden und furchtlosen Beschützer zurücklassen. Die Idee ist sonderbar, aber ich wiederhole nochmals, ich habe Eile. Wir haben bloß 14 Tage, um die Sache abzuschließen, also kommen Sie, junger Mann, die Augenblicke sind kostbar. Machen Sie schnell Bekanntschaft!“

Wenn der Capitän den Blick bemerkt hätte, den Lucine und Chéraz austauschten, so würde er errathen haben, daß diese Bekanntschaft schon gemacht sei. — So genügten denn auch die vierzehn Tage vollkommen zum Abschluß der Heirath; die jungen Leute schienen es eben so eilig zu haben, als der Capitän und dieser war sehr befriedigt über den Schwiegersohn. — F.

(Ein kalifornischer Nabob.) Vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht stand vor Kurzem ein schwarzgekleideter Italiener, Namens Chanése, der trotz seiner zweiundvierzig Jahre noch unwiderstehlich wie Don Juan zu sein scheint, wovon seine fünf Anklägerinnen, die ihm vor den Schranken gegenüberstanden, Einiges zu erzählen wissen. Zuerst trat eine Modistin auf, nicht mehr in der allerersten Jugendblüthe, aber noch recht wohlconservert, und trug ihre Leidensgeschichte vor; sie erzählte: Als ich eines Tages durch die Rue Richelieu gehe, spricht mich ein Herr an und berichtet mir in sehr schlechtem Französisch, er sei fremd hier, habe einem Gamin fünf Francs gegeben, um ihn nach seinem Hotel zu führen, derselbe sei ihm aber mit dem Gelde fortgelaufen und er befände sich nun in großer Verlegenheit. Er bittet mich, ihm den Weg nach seinem Hotel zu zeigen und erzählt mir unterwegs, er sei der einzige Sohn des Gouverneurs von Kalifornien, besitze sehr viel Geld und wisse nicht, was er damit anfangen solle; er beabsichtige nun, sechs Monate in Paris zu bleiben und werde sehr glücklich sein, eine Dame zu finden, die ihm die Ehre ihrer Gesellschaft gönnen wolle. Vor seinem Hotel angekommen, bittet er mich um meine Adresse und um die Erlaubniß, mir morgen für meine Gefälligkeit persönlich

banken zu dürfen. Folgenden Tages besucht er mich; während der Unterhaltung bittet er mich, ihm meine Kleider zu zeigen; da er sie aber bei Weitem nicht reich genug fand, bittet er um die Erlaubniß, mir bessere anbieten zu dürfen. Für den ersten Anfang, fügte er bei, werden Sie mir gestatten, Sie nach dem Palais Royal zu begleiten, Sie werden mir dort den ersten Juwelier bezeichnen und mir erlauben, Ihnen etwas in Brillanten und eine Uhr auszuwählen. Nehmen Sie einstweilen dieses, setzte er hinzu, indem er mir zwei Rollen zeigte, es ist kalifornisches Gold. Damit schob er mir die beiden schweren Rollen in die Taschen. Also wir fahren nach dem Palais Royal; als ich aber mit in den Juwelierladen gehen will, hält er mich zurück mit den Worten: bleiben Sie gefälligst, in meinem Vaterland ist es nicht Sitte, daß eine Dame, für welche man ein Geschenk wählt, bei dem Einkauf zugegen sei; geben Sie mir Ihr Armband, um die Stärke Ihres schönen Armes danach zu bemessen; Sie werden im Wagen auf mich warten. Von den Manieren des Herrn bezaubert und ohne alles Mißtrauen, da mir die Goldrollen das Kleid fast niederzogen, stiege ich wieder in den Wagen, der in der Rue Valois auf uns wartet. So sitze ich eine ganze Stunde, ganz erfreuet, daß der Herr den ganzen Laden umkehren muß, um etwas Passendes zu finden. Endlich will ich aus Neugierde und Ungeduld eine der Rollen aufbrechen, aber was muß ich sehen? Statt aus Goldstücken besteht sie aus schönem Blei; noch mehr gerieth ich aber außer mir, als ich auch mein Portemonnaie vermißte, welches 92 Francs enthielt. Kaum war es nöthig, zu dem Juwelier zu gehen, um zu erfahren, daß der Herr schon vor einer Stunde davon ist, ohne etwas zu kaufen. Ich mußte dem Kutscher noch ein Pfand geben, da ich keinen Sou mehr besaß und dazu noch um mein Armband gekommen war, welches 75 Francs Werth hatte.

Dieser Klägerin folgte eine Wittve in den mittleren Jahren, die nun ihrerseits berichtete:

Dieser Herr fand durch seine ausgesuchten Manieren und seinen Ton Zutritt in meinem Hause; eines Tages bat er mich die Einladung zu einem Frühstück im Pavillon d'Armenonville, anzunehmen, was ich denn auch nicht ablehnte. Während ich die letzte Hand an meine Toilette legte, zieht er drei Goldrollen aus der Tasche, bricht die eine davon auf, so daß ich das vorderste Goldstück sehen konnte, was er herausnahm und in die Westentasche steckte. Dann bog er das Papier wieder um und legte die Rolle nebst den beiden anderen auf einen Tisch, weil sie ihm zu schwer zum Mitnehmen seien, wie er sagte. Zugleich frug er mich, ob ich Geld bei mir habe; ich versetzte, ich hätte zwei Bankbillets zu 100 Francs. Gut, erwiderte er, gehen wir. Mir nahmen also einen Wagen und hielten im Pavillon ein Frühstück für 56 Francs. Er bat mich nun zu bezahlen, wozu ich auch ohne Zaudern bereit war. Ich ziehe die beiden Banknoten heraus und will eine derselbe dem Kellner geben, allein der Herr nahm mir beide aus der Hand, mit der Bemerkung: das sei wohl nicht schicklich, man könnte ja glauben, ich bezahlte.

Er bezahlt also den Kellner, ohne mir den Rest wiederzugeben, aber ich dachte an die bei mir zu Hause zurückgelassenen Goldrollen und schwieg. Während der Rückfahrt nimmt er meine Hand in die seinigen und betrachtet meine Ringe; ich hatte einen Brillanten und einen orientalischen Amethyst. Geben Sie mir die Ringe mit, sagte er, ich will ihnen Gefährten geben. Wir fahren nach dem Palais Royal, ehe wir aber aussteigen, nimmt er mir noch meine Uhr mit der Kette ab mit der Bitte, sie gegen eine mit Brillanten besetzte Uhr und eine schwere Kette vertauschen zu dürfen. Ich lasse ihn gewähren, bemerke jedoch, daß wir nicht mehr Geld genug bei uns hätten, um so bedeutende Einkäufe zu machen. Beruhigen Sie sich, ist seine Antwort, wir nehmen den Juwelier in unserm Wagen mit und bezahlen ihn zu Hause.

Natürlich kehrte auch hier der Don Juan nicht zurück; wie die Modistin verliert auch die Wittve zuletzt im Wagen die Geduld, geht in den Laden, um zu erfahren, daß der Herr gleich wieder gegangen ist, kehrt vernichtet nach Hause zurück und findet höchstens die Ansicht, in ihren drei schweren Rollen Trost genug zu haben, um in der Sylvesternacht Blei gießen zu können.

Noch drei andern Dämchen ist es mehr oder weniger ähnlich ergangen und sie zweifeln seitdem stark an der Echtheit des kalifornischen Goldes. Der Sohn des Gouverneurs von Kalifornien schien zuletzt beinahe froh, zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt zu werden, um nur den Zornblitzen der zehn auf ihn gerichteten feindlichen Augen zu entgehen. — 8.

(Eine eigenthümliche Whistpartie.) Am französischen Hofe, der sich gegenwärtig zu Compiègne mit Vergnügungen aller Art, als Aufführungen von Theaterstücken, Sprichwörtern und Charaden, lebenden Bildern und dergleichen mehr zu ergötzen sucht, hat man schon allerlei originelle Ideen für die bald beginnenden Masken- und Costümbälle ausgedacht, unter denen besonders eine eigenthümlich genug ist. Es soll nämlich auf einem dieser Bälle in den Kreisen der haute-volée eine Partie Whist gespielt werden, und zwar mit lebendigen Karten. Demgemäß werden außer denen, welche die Partie spielen sollen, zweiundfünfzig Personen bei der Sache mitwirken, welche die verschiedenen Whistkarten vorstellen und alle Embleme derselben an sich tragen. Die Karten werden mindestens vierzehn Tage vor der Aufführung gezogen werden, damit die auserwählten Personen vollauf Zeit haben, ihre betreffenden Costüms herstellen zu lassen. Die zuletzt übrig bleibende Karte soll dann das Atout oder der Trumf sein.

Man hat indessen schon soviel in der Sache bestimmt, daß die verheiratheten Damen die vier As und die vier Damen vorstellen sollen, während die jungen Mädchen die niedrigeren Blätter von Coeur und Trefle, die älteren Herren die vier Könige und die jungen Leute die vier Buben, sowie die niedrigeren Karten in Pique und Carreau darstellen werden. Man ist sehr gespannt auf die Ausführung dieser Idee und Jeder und Jede aus den vornehmen Kreisen hegt den sehnlichen Wunsch, sich dabei theiligen zu dürfen. — 8.